Die Presse

"Besuch der alten Dame": Im Tonfall des vergifteten Idylls

Regisseur Keith Warner trimmt Gottfried von Einems Oper auf Groteske, Michael Boder steuert am Pult Zwischentöne bei, Katarina Karnéus imponiert als Claire.

Katarina Karnéus in der Titelrolle von „Der Besuch der alten Dame". – (c) Werner Kmetitsch

von Walter Weidringer 17.03.2018 um 18:33

Noch einmal finden sie sich im Konradsweilerwald ein, wo sie vor 45 Jahren ein kurzes Glück erlebt hatten: Alfred Ill, ganz grau melierte Kaufmannsbiederkeit, und die unermesslich reiche Witwe Claire Zachanassian. Aber es ist längst zu spät: Schon wird das Wäldchen für modernen Wohnbau erschlossen, auf Kredit in der Aussicht auf jene Milliarde, die die Alte der Stadt Güllen versprochen hat, wenn jemand Ill tötet: Weil er sie damals schwanger hat sitzen lassen und vor Gericht als Hure darstellen ließ... Dramaturgisch mag der 3. Akt des „Besuchs der alten Dame" etwas durchhängen, aber Gottfried von Einem trifft erstaunlich gut den Tonfall eines vergifteten Idylls: mit Kantilenen, die sich tonal süß, aber doch unecht winden. Sogar der Kuckuck klingt falsch, wie ein mit heulerischem Bedacht installiertes Klangrequisit.

Lauscht man dem natürlich strömenden, flehentlichen Bariton von Russell Braun, möchte man den Missetäter von einst begnadigen: Sein Ill mag darstellerisch eine Spur zu harmlos wirken, doch plädiert er trefflich für Menschlichkeit auch den schuldig Gewordenen gegenüber – eine Menschlichkeit, die freilich per Scheck null und nichtig wird. Zuletzt schreitet er mit stolzgeschwellter Brust seinem Selbstmord in einer Klokabine entgegen. Aber kein Wunder, dass Katerina Karnéus als alte Dame bekommt, was sie fordert: Neben der Macht des Geldes wirken auch ihre Bühnenpräsenz und stimmliche Autorität. Tritt sie zunächst als keifende Vettel auf, findet sie bald neben felsenfesten Heroinentönen auch weichere Klänge. Sie will ihre Rache gar nicht so sehr, weil bloß Blut ihr Frieden schenken könnte, sondern einfach, weil sie es sich leisten kann.

Fast einhelliger Jubel. So trotzig „anti-modern" das Stück seinerzeit geklungen haben mag, so bruchlos reiht es sich mittlerweile ein in ein eklektisches Musiktheaterverständnis, das im 20. Jahrhundert eben auch gepflegt wurde. Und ein Publikum von heute käme nie auf die Idee, der Oper ihre damalige Avantgardeferne als Manko anzukreiden: Das zeigte der fast einhellige Jubel im Theater an der Wien. Denn vor allem Dürrenmatts Parabel über universelle Käuflichkeit sichert dem Werk zeitlose Gültigkeit. Der Uraufführungsmitschnitt aus der Wiener Staatsoper 1971 konserviert gleichsam hypercharakteristische Stimmen, darunter Eberhard Waechter, Hans Beirer, Hans Hotter – und über allem schwebt die vibrierende Sinnlichkeit von Christa Ludwig, einer keineswegs alt klingenden Zachanassian.

Im Theater an der Wien ist nun ein homogeneres, wenn auch blasseres Ensemble am Werk. Doch war damals unter Horst Stein eher der Versuch einer großen Oper zu vernehmen. Das ist der „Besuch der alten Dame" aber nicht. Einem sucht einen anderen Ton, der zwischen Ironie und Ernst, Distanz und Versenkung manche Bocksprünge vollführt – und deshalb schwer zu treffen ist. Bei der messerscharf klugen Vorlage verwundert es nicht, dass die Musik dem Drama keine tieferen Ausdrucksebenen erschließt, dazu ist der Text zu gut. Aber: Als roter Klangteppich für herausragende Sänger, als eindringliche Theatermusik funktioniert die Partitur sehr wohl. Da hilft es, sich dem Werk musikalisch eher mit Unterstatement zu nähern – so wächst es an seinen stärksten Stellen sozusagen von selbst über sich hinaus. Michael Boder verwirklicht das exemplarisch mit dem stets pointierten ORF Radio-Symphonieorchester und erzielt brodelnde Spannung, wenn etwa der Butler Boby (Mark Milhofer) sich als einstiger Richter entpuppt, in der Konfrontation Ills mit dem kettenrauchenden, völlig verweltlichten Pfarrer (Markus Butter), in den Waldszenen, in den Ansprachen des Bürgermeisters (Raymond Very).

Knallbuntes Partyvolk. Keith Warner mag in Details seiner Inszenierung übers Ziel hinausschießen – der ständige Zug zur Groteske verhilft dem Abend jedoch zu Konsequenz und Profil. So dürfen der blasenschwache Doktor (Martin Achrainer) und der ölige Lehrer (Adrian Eröd) auch Komödie spielen. David Fieldings Bühnenbild durchläuft den finanziellen Aufstieg Güllens: Von schwarzweißen, im Stil eines Papiertheaters gehaltenen Kulissen entwickelt es sich zu bunten, dreidimensionalen Bauten mit dem klebrigen Glanz von Werbespots, springt aus muffigen Fünfzigern im Schnellvorlauf durch die Jahrzehnte in eine Zukunft, in der sich die Güllener (der spielfreudige Arnold Schoenberg Chor) zu einem knallbunten Partyvolk im Disco-Look mausern: ein Spiegel der Gegenwart.

("Die Presse", Print-Ausgabe, 18.03.2018)